



LUDWIG-  
MAXIMILIANS-  
UNIVERSITÄT  
MÜNCHEN



EVANGELISCHE  
UNIVERSITÄTSKIRCHE  
ST. MARKUS

---

# UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE MIGRATION

Wintersemester 2022/23

**PREDIGTEN**

## Nicht Jude noch Grieche

Galater 3,25–29

## MIGRATION

Universitätsgottesdienste, WiSe 22/23

---

*Da nun der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Nachkommen und nach der Verheißung Erben.*

Liebe Gemeinde,

„Nicht noch eine Krise!“ mögen Sie sich vielleicht denken. Gerade dachten wir, wenigstens die Pandemie und auch die Krise des Rechtspopulismus zu den Akten legen zu können. Und jetzt kommt, zusätzlich zu den Krisen, die uns im Augenblick am stärksten herausfordern, die Ukraine-Krise und mit ihr verbunden, die Energiekrise, die Wirtschafts- und nicht zuletzt der Klimakrise, schon wieder eine neue dazu: Die Migrationskrise. Doch eigentlich ist sie ja eine alte Bekannte. Sie war nie weg, sie stand uns nur nicht mehr so sehr vor Augen und war aus den Schlagzeilen gerutscht. Aber jetzt sich wieder mit diesem Thema beschäftigen?

Ich gestehe, dass ich dazu auch einen Motivationsschub brauchte, einen Anlass wie die Predigtreihe in diesem Semester und eben den heutigen Gottesdienst, mit dem wir sie eröffnen. Und doch ist es richtig und wichtig. Denn auch wenn wir es im Stadtbild, wenn es viele auch im täglichen Umgang nicht direkt merken: Wir müssen uns dieser Krise stellen, und zwar als Bürgerinnen und Bürger und als Christinnen und Christen. Denn unsere Verantwortung beschränkt sich nicht auf einen bestimmten Bereich des Zusammenlebens. Sie erstreckt sich auf den gesamten Raum unseres Zusammenlebens – so wie ja auch die verschiedenen Krisen auf vielfältige Weise miteinander verknüpft sind. Die dreigliedrige Formel des Konziliaren Prozesses – Frieden – Gerechtigkeit – Bewahrung der Schöpfung – bringt das sehr deutlich zum Ausdruck.

Was nun ist der besondere Beitrag, den das Christentum in dieser Krise, in diesen Krisen beitragen kann? Dazu gleich vorweg und in aller Deutlichkeit: Auch der christliche Glaube verfügt über kein Patentrezept, nicht exklusives Wissen zur Lösung der Krisen, in denen wir uns befinden. Weder wissen wir besser als andere, wie ein Weg aus dem Krieg in der Ukraine genau aussehen könnte, noch können wir aus der Tradition unseres Glaubens heraus besser als die entsprechenden Forscherinnen und Forscher sagen, mit welchen Mitteln wir am schnellsten und besten die Migrationskrise überwinden können. Für die anderen drängenden und strittigen Fragen des Zusammenlebens gilt das genauso. Was aber der christliche Glaube, was die christlichen Gottesdienste und Gemeinden, was die christliche Bildung in den Kindergärten, Schulen und Universitäten vermitteln kann, ist eine bestimmte Haltung, nämlich trotz aller praktischen Schwierigkeiten, trotz aller Sorgen und aller Einschränkungen, die im Bereich des Politischen eben auch unvermeidbar sind, sich die Offenheit für andere zu bewahren. Und um so eine Haltung geht es in dem kurzen Abschnitt aus dem Galaterbrief, der den heutigen Predigttext bildet.

Paulus hatte im dritten Kapitel des Galaterbriefs zunächst dargelegt, dass die Ordnung des Gesetzes gegeben war, um als Zuchtmeister auf Christus hin zu fungieren, um also ein Leben in der Erwartung auf die Erfüllung der Verheißung zu führen, die dem Abraham gegeben wurde. In Christus nun hat sich erfüllt, was Abraham verheißen war. Denn Christus ist, so argumentiert Paulus, der eine Nachkomme des Abraham, von dem in 1 Mose 22 die Rede war. Und die Folgen dieser Erfüllung beschreibt nun unser Predigttext.

Paulus schreibt: *„Da nun der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Nachkommen und nach der Verheißung Erben.“*

Was Gott mit Abraham begonnen hatte, wird in Christus vollendet, so lautet die Vorstellung des Paulus. Die Erwählung Israels, die in dem Bund Gottes ihren Ausdruck fand, wird damit auf alle ausgeweitet, die mit Christus eine Gemeinschaft bilden. Eine komplizierte Vorstellung, in deren Zentrum aber

eine wichtige Verschiebung steht: Für Israel ergibt sich die Gemeinschaft über die Generationenfolge, für die christliche Gemeinde resultiert sie aus dem Glauben. An die Stelle der natürlich-biologischen Abstammung, der Sippe, tritt die Taufe, eine Art geistliche Abstammung. Mit Elementen der klassischen Tauf liturgie kann Paulus davon sprechen, dass Christinnen und Christen eine neue Identität bekommen: Ihr habt Christus angezogen. Nun ist der Weg frei für das eigentliche Anliegen des Paulus: In der Gemeinde Jesu spielt die Herkunft keine Rolle mehr, weder die Abstammung noch das soziale Milieu, noch das Geschlecht. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Nachkommen und nach der Verheißung Erben.

Führt man sich das vor Augen, dann wird deutlich, wie absurd es war und ist, sich als Christin oder Christ zu einer antijudaistischen Haltung hinreißen zu lassen. Denn Paulus macht ganz deutlich: Die christliche Gemeinde wird in Christus hineingenommen in dieselbe Gemeinschaft, die Gott mit Israel geschlossen hatte. Keine Rede davon, dass die jüdische Gemeinde oder gar die Angehörigen des jüdischen Volkes aus dieser Gemeinschaft ausgeschlossen werden. Und zudem sollen ja gerade in Christus alle Unterschiede, die aus der Volkszugehörigkeit und der Abstammung resultieren, aufgehoben sein. Daher muss man in aller Klarheit festhalten: Antijudaismus ist mit der christlichen Botschaft unvereinbar, ebenso wie jede andere Abwertung anderer Menschen und Völker. Es ist verwunderlich und gleichzeitig beschämend, dass man das heute wieder in dieser Deutlichkeit festhalten muss, leider nicht nur außerhalb der Kirche.

Für Christinnen und Christen ist es daher auch selbstverständlich, gegenüber anderen Menschen offen zu bleiben, neugierig, auf sie zuzugehen und sie als gleichberechtigt zu behandeln. Das bedeutet nun keineswegs, alle Grenzen und Unterschiede zu verwischen; sie bleiben unverzichtbar und organisieren unser Zusammenleben. Sie schaffen Strukturen, schaffen Rechte und Pflichten. Die Haltung, die Christinnen und Christen demgegenüber einnehmen, besteht darin, den buchstäblich notwendigen Sinn von Grenzen anzuerkennen – hier bist Du sicher – und gleichzeitig zu wissen, dass diese Grenzen nach dem

Beispiel Christi nie als unverrückbar und ausschließend gedacht werden können.

Andere als Menschen zu behandeln, ist daher für Christinnen und Christen Teil ihrer Identität. Der frühere Zürcher Dogmatiker Gerhard Ebeling hat das in die griffige Formel gepackt, die christlichen Gemeinden seien Orte, an denen es anders zugeht als sonst. Und in der Tat scheint das auch eigentlich das entscheidende Erkennungsmerkmal der frühen christlichen Gemeinde gewesen zu sein. Und bis heute gilt: Innerhalb der Kirche gibt es ganz eigene Formen miteinander umzugehen und miteinander zu sprechen. Wer sich öfter in einer Gemeinde engagiert, der kennt das: Man spricht ein eigenes Idiom, kirchisch. Hier wird eingeladen statt befohlen, gewertschätzt statt offen die Meinung gesagt. Und selbst noch die radikalste Ablehnung einer Aussage wird einladend formuliert: Ich lege mal meins daneben.

Seit Pfingsten sollen Christinnen und Christen ja auch dann verstehen, wenn sie ihre je eigenen Idiome sprechen, denn der Geist verhilft zur Verständnis. Und doch zeigt eben das Kirchisch auch, wie schwierig es ist, wenn man die Haltung der Offenheit exklusiv für sich reklamiert: Die eingespielte Sprache in der Kirche entlarvt sofort die, die nicht dazugehören, die anders reden. Und ebenso sind die Einladungsriten der christlichen Gemeinde zwar hoch engagiert, aber nur allzu oft nicht durch die Praxis gedeckt: Wer zum ersten Mal zu einem Kirchenkaffee, einem Osterfrühstück oder eine Probe des Kirchenchors geht, muss sich zumindest einer ausführlichen Musterung und einem Mentalitätscheck unterziehen. Ob da wirklich immer gilt: Ihr seid einer in Christus?

Die Dinge sind also, das zeigt dieses kleine Beispiel, kompliziert - komplizierter jedenfalls als wir es uns oft eingestehen. Und so ist es auch im Umgang mit Migrantinnen und Migranten, so ist es auch in der Argumentation des Paulus. Denn anders zu sein als die andern bedeutet eben immer auch, Andere als Andere anzusehen - und zwar auch dann, wenn dieses Anderssein im Auf-Andre-Zugehen besteht. Inklusion und Exklusion, mit großem Engagement vorgetragener Widerstand gegen das „Othering“ bedeutet immer selbst, sich von denen abzugrenzen und die auszugrenzen, die dieses Othering betreiben. Und selbstverständlich gilt das natürlich auch für den Prediger selbst, der solche Probleme anzeigt.

Daher lohnt an dieser Stelle nochmal ein genauerer Blick auf die Formulierungen und Bilder des Paulus. Denn seine Aussage, dass die Herkunft, das Milieu, die Geschlechterzugehörigkeit keine Bedeutung mehr haben sollen, stellt keine allgemein-menschliche Aussage dar. Es ist eben nicht eine frühe Formulierung allgemeiner Menschenrechte. Sondern diese Feststellung gilt nur für die, die im Glauben Christus angezogen haben. Insofern ist dann eben doch nicht ganz so einfach, denn auch dieser vermeintlich inklusive Text grenzt ab und aus. Auch er enthält – trotz aller anderen Anmutung auf der Oberfläche – eine deutliche Abgrenzung. Bei euch soll es eben nicht so sein wie bei denen. Und mit „denen“ sind, das wird aus dem Kontext ganz deutlich, eben die Juden gemeint.

Das zweite Bild, auf das ein genauerer Blick lohnt, ist das Zitat der Tauf liturgie: „Ihr habt Christus angezogen“. Ich hatte es vorhin schon einmal kurz gestreift. Ein interessantes Bild, denn es lässt Christus gewissermaßen als unsere zweite Haut erscheinen. Seine volle Bedeutung entfaltet dieses Bild wohl erst, wenn wir uns deutlich machen, dass die Haut ganz unverzichtbar ist für unser Überleben. Sie sichert unsere Identität, indem sie zunächst ganz basal uns von unserer Umwelt trennt. Anderenfalls würden wir sehr schnell vertrocknen. Die Haut trägt aber noch in einer anderen Weise zu unserer Identität bei. Sie ist verantwortlich für unseren Fingerabdruck – und vor allem für das Bild, mit dem wir als Einzelne vor anderen erscheinen. Nicht zufällig verbringen wir in der Früh recht viel Zeit vor dem Spiegel, um dieses Erscheinungsbild zu optimieren. Und es ist genauso sprechend, dass wir in der Pubertät und auch im fortschreitenden Alter die Veränderung der Haut als Indikator für die Veränderung der Person nehmen. Und von der Hautfarbe haben wir noch gar nicht gesprochen. Unser Leben als Personen, als Identitäten, ist im unmittelbaren wie im übertragenen Sinn an Abgrenzungen gebunden.

All das erschließt auch, warum der Aussatz in der religiösen Welt der Antike so eine große Rolle spielt, auch im Neuen Testament. Denn nach antiker Vorstellung trennt die Haut nicht nur mich vom Anderen, sondern sie verhindert auch, dass die bösen Geister austreten können. Ist diese Barriere gestört, so drohen diese Geister Kraft über andere zu gewinnen. Diese Vorstellungen klingen nach in dem Bild, dass Getaufte Christus angezogen haben. Seine Haut

schaftt uns als Einzelne, verhilft uns zu einer neuen Oberfläche, einer Erscheinung und eben einer Identität. Und sie grenzt uns notwendig von anderen ab. Sah die Argumentation des Paulus also auf den ersten Blick wie eine Magna Charta für Offenheit und Integration aussieht, so zeigt sich auf den zweiten Blick, dass sie selbst mit ganz harten Abgrenzungen operiert – ein Mechanismus, der sich aber eben gar nicht vermeiden lässt. Das Ziel kann darum auch nicht sein, solche Abgrenzungen überhaupt zu verneinen, sie sind für unsere Identität unverzichtbar. Die Haltung, die der christliche Glaube vermittelt, ist es aber, immer wieder nach den Folgen von Abgrenzung und Identität zu fragen. Wo schließen wir über Gebühr aus, wo verhindern wir es, dass Menschen ihren Platz in unserer Gesellschaft finden können. Es geht also um eine Sensibilisierung, um Aufmerksamkeit – vielleicht in einem positiven Sinn um „Wokeness“ für die subtilen Ausgrenzungsmechanismen in der Gesellschaft. Paulus' Vorstellungen lassen sich für uns nur dann noch übernehmen, wenn wir sie als Aufforderung zu einer Haltung auffassen und nicht in ein konkretes Programm überführen. Denn dann würden wir eben selbst all die ausschließen, die sich diesem Programm nicht anschließen wollen und können – etwa alle Nicht-Getauften.

Als Aufforderung zu einer bestimmten Haltung bleibt die Aufforderung des Paulus aber unverzichtbar. Sie macht uns deutlich, dass wir im Geist der christlichen Gemeinde auch und gerade gegenüber Migrantinnen und Migranten dann handeln, wenn wir sie einladen in unserer Gemeinschaft – und zwar immer eingedenk dessen, dass die Gemeinschaft durch die Beziehung zu Christus begründet wird, durch den Auferstandenen, dessen Gemeinde anders organisiert ist als über Grenzen und Mitgliedschaften. Diese Gemeinschaft bleibt der kritische Prüfstein, bleibt aber auch die Inspirationsquelle für unser Handeln. Wir brauchen das, denn eine Haltung, die den Einzelnen ihre Identität lässt, sie aber dennoch als gleichberechtigten Teil der Gemeinschaft behandelt, ist alles andere als selbstverständlich. Sie bedarf der Orientierung an einem Ideal, sie bedarf aber auch der ständigen Pflege und Tradierung. Gottesdienste sind der Ort, an denen Orientierung und Tradierung, Idee und Praxis geschehen. Und all das im gemeinsamen Hören auf den, der uns in seine Gemeinschaft ruft. Insofern sind unsere Gottesdienste das, was auch die großen barocken

Kirchen Oberbayerns sind: Es sind die Orte, an denen das ausstehende Reich Gottes in unserer Welt sichtbar sind.

Vielleicht gelingt es uns, diese Haltung des Gottesdienstes ein Stück in den Alltag der Welt zu übertragen. Wenn wir das schaffen bin ich mir sicher, dass wir auch die Migrationskrise werden meistern können. Und in all dem gelte: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Amen.